

GRETA

Fred Breinersdorfer

1.

Greta griff nach dem Telefon ihres Vaters, es schnarrte.

„Für dich“, sie warf Lucien das Handy zu, der widerwillig seinen Sommerhut vom Gesicht schob und das Telefon auffing. Er seufzte. Es war eine Kurzmitteilung, wie sie bei der Polizei üblich war und nie Gutes bedeutete. Sie lautete:

„1.KHK Liebich Rückr. wg. L-sache.“ L-Sache bedeutete Leichensache. Lucien knurrte in sich hinein und beschloss nicht zu reagieren. Leichensachen waren für einen Ermittlungsrichter nicht so dringend wie beispielsweise Haftsachen. Und außerdem kam die Textnachricht nicht vom Telefon seines Freundes Ari, sondern von der Bereitschaft.

„Musst du wieder mal sofort los?“ fragte Greta.

„Es ist Sonntag, mein Schatz“, sagte Lucien Pfaff, rappelte sich auf und steckte das Telefon tief in die Tasche seiner Jeans, die bei den Fahrrädern lag. Irgendwo im Wald röhnte der 50er-Motor eines Mopeds. Lucien schloss die Augen, weil er ahnte, was kommen würde.

Im Gegensatz zu vielen Mädchen ihres Alters waren Greta Pferde gleichgültig. Sie machte in der Schule und in Klein-Machnow bei Berlin, wo sie mit ihren Eltern wohnte, keinen Hehl daraus, dass sie Pferdeposter, Pferde-T-Shirts und Pferdebücher krass kindisch fand. Greta stand auf Motorrädern, je schwerer umso faszinierender. An den Wänden ihres Zimmers hingen Poster von Cracks der Szene. Manche gerade nur ein paar Jahre älter als sie selbst und schon oben an der Spitze. Prunkstück ihrer Sammlung war ein Plakat von Jorge Lorenzo, dem Spanier, mit Autogramm. Heimlich beneidete sie die Boxenluder beim *motoGP* mit ihren Tattoos und ihren Knackärschen in Stretchjeans, und hasste die Mädels wegen der Freiheit, mit der sie sich im Fahrerlager zwischen Maschinen und Schraubern herumtrieben, Selfies mit den Stars schossen und megacool für Fotos posierten. Ihr Vater fand das nur nuttig, unternahm aber nichts dagegen, wenn sie auf Facebook, Fuckback wie Greta sagte, entsprechende Bilder teilte und kommentierte.

Außer Nele, ihrer besten Freundin, interessierte sich kein Mädchen für die Maschinen. Und Greta fand den Pferdekram uncool, wie es uncooler nicht geht. Für sie war das eine Art Abgrenzung, die oft zur Ausgrenzung in der Schule und bei Freundinnen aus der Nachbarschaft führte, was sie mit trotzigem Stolz hinnahm. Denn sie fühlte sich mit ihren elf Jahren enorm erwachsen und kämpfte um ihre Selbständigkeit. Das war ein zähes Ringen mit ihren Eltern, vor allem mit ihrem Vater, der Motorräder für waffenscheinpflichtige Geschosse hielt und Gretas spleen nur duldeten, weil er sie, sein einziges Kind, über alles liebte, und weil nach seiner Erfahrung die kindlichen Leidenschaften von einem auf den anderen Tag wechseln. Er hatte sich zusammen Gretas Mutter Veronika, außerdem einen aus Sicht der Tochter teuflischen Pakt ausgedacht: wenn sie bis zum 18. Lebensjahr kein Moped, keine Vespa und schon gar kein Motorrad besteigt, bekommt sie den Kfz-Führerschein finanziert und ein Auto. Greta hatte noch nicht zugestimmt, aber der Reiz der Unabhängigkeit durch einen eigenen

Wagen war enorm. Sie feilte noch an den Bedingungen, um eventuelle unabweisbar notwendige Trips auf dem Sozios einer Maschine nicht zum Vertragskiller werden zu lassen.

Sie diskutierte mal wieder mögliche Konstellationen mit schneidend scharfen Argumenten. „Was soll ich machen, wenn ich später mal mit 17 zufällig in einem Club hängen bleibe und der letzte, der nach Klein-Machnow fährt, garantiert nüchtern und zuverlässig ist, - einer mit einer 500er BMW? Kriege ich dann keinen Führerschein und kein Auto? Findest du das gerecht? Ich verliere in so einem Fall ein Vermögen mit eurem sturen Knebelvertrag. Was schlägst du vor, soll ich machen, wenn so was passiert?“

„Ein Taxi bestellen. Du hast doch ein Handy“, erwiderte Lucien Pfaff.

„Und wenn keines kommt?“

„In Berlin?“

„Kann doch sein, oder? Beispielsweise wenn's schneit kommen doch nie Taxen, sagt Mami.“

„Bei Schnee fährt auch keine 500er BMW.“

„Lass' doch mal den blöden Schnee weg, was mache ich, wenn ich keine andere Chance habe nach Hause zu kommen. Trampen ist ja auch verboten, oder?“

„Dann ruf bei uns an, einer holt dich ab.“

Greta schnaubte: „Mami vielleicht?“

Ein wunder Punkt, Veronika Pfaff war nicht immer fahrtüchtig. Lucien öffnete die Augen, wendete den Kopf in Richtung seiner Tochter, die im Schneidersitz im Bikini an einem kleinen, von Schilf umstandenen Sandstrand saß und ihn triumphierend anblinzelte.

„Mami kann nicht und du hast mal wieder Bereitschaft, musst Leute einbuchen oder hängt an irgendeinem verdammten Tatort in der Stadt rum?“

„Dann schicke ich eine Droschke oder eine Streife.“

Greta zischte: „Mit einem Juristen kann man einfach nicht vernünftig diskutieren.“

Lucien lachte, stemmte sich hoch, gab seiner wütenden Tochter einen Kuss auf die Nase, nahm Anlauf und rannte in das flache Wasser des Sees, hechtete nach vorne und schwamm hinaus. Welch' eine heitere, unberührte Landschaft! Theodor Fontane hatte sie bei seinen Wanderungen durch die Mark Brandenburg nicht anders erlebt, wie viele Generationen vor ihm. Es schien, als sei die Natur hier draußen unvergänglich, scheinbar nur, wie der lange Sommer in diesem Jahr. Lucien durchteilter das smaragdgrüne durchsichtige Wasser mit kräftigen Zügen und entfernte sich vom schilfbestandenen Ufer, hinter dem ein lichter Kiefernwald wie ein ockergrüner Wall aufragte. Eine Bö kräuselte das Wasser. Lucien tauchte zwei oder drei Meter tief. Die Sonne schickte als glühender Punkt feine gelbliche Strahlen ins Wasser. Als er auftauchte sah er Greta wie sie am Uferstreifen herumplätscherte und ihm zuwinkte. Er legte sich auf den Rücken, ließ sich treiben, spielte den „toten Mann“ und blickte in den Himmel unter dem ein paar Sommerwolken entlangsegelten.

Als Lucien wieder zu dem kleinen Sandfleck zwischen den Schildbändern hinüberblickte, war Greta nicht mehr da. Kein Grund zur Sorge, denn sie machte sich öfter mal selbständig, kam aber immer bald wieder zurück. Lucien ließ ihr gerne die kleinen Freiheiten, die sie sich nahm. Geruhsam und mit gleichmäßigen Zügen schwamm er zurück zum Ufer. Als er aus dem Wasser kam, hörte er irgendwo hinter dem Schilfsaum junge Leute reden, Mädchen kichern, Gretas Stimme. Ohne nach ihr zu sehen, streckte sich Lucien auf seinem Badehandtuch aus, ignorierte, dass sein Telefon in der Jeanstasche vibrierte. Irgendwann muss auch wirklich mal Sonntag sein!

Er schloss die Augen, lauschte dem Wind im Schilf, dem Plätschern der Wellen und den herüberwehenden Stimmen der Jugendlichen, und er dachte, er müsse sich nicht nur an Tagen wie diesem, nein jeden Tag mindestens einmal vor Augen führen, dass er nicht nur ein weitgehend sorgloses, sondern ein ausgesprochen schönes Leben hatte. Das war keine Trivialität, nein, es war ein Privileg, dessen er sich nur zu selten bewusst war. Er musste dazu kein Vergleich mit der Familie seines Freundes und Kollegen Ari Liebich ziehen oder mit dem Schicksal seines Schwiegervaters, der an unheilbarem Muskelschwund litt und jämmerlich in einem Hospiz zugrunde gehen musste. Es genügt, dass Lucien sich klarmachte, dass das eigene Leben in Europa lange nicht mehr so stabil war, wie es vor wenigen Jahren noch schien. Das Glück kann man nicht festhalten, aber genießen. Über diese Gedanken war Lucien eingeschlafen.

Er erwachte, als ihn Greta auf die Stirn küsste. Schatten des Schilfes bedeckte den kleinen Strand. Greta war nass, hatte ihr Handtuch um die Schultern geschlungen und tippelte von einem Fuß auf den anderen. Ihre Lippen waren blau, sie schnatterte.

„Kalt!“

„Zieh’ dich an, wir fahren,“ Lucien gähnte, stand auf und warf Greta sein Handtuch zu. Wenn Greta froh wirkte sie noch kindlicher und schmäler als sonst. Sie hatte die zierliche Figur und die Grazie ihrer Großmutter väterlicherseits geerbt. Umständlich nestelte sie sich aus dem knappen, schreiend gelben Bikini, dessen Oberteil gänzlich überflüssig war. Dennoch legte Greta wert darauf einen Bikini mit richtigem Oberteil und nicht mit Bustier zu tragen. Sie packten ihre Sachen zusammen und fuhren mit den Rädern den sandigen Forstweg zurück zum Parkplatz. Auf halbem Weg knatterte ein als Geländemotorrad verkleidetes Moped vorbei. Der Fahrer, mit dem Helm am Arm, ein dunkelhaariger Junge, viel zu hübsch nach Luciens Meinung, hupte, bremste, Greta klatschte mit ihm High5 ab. Ein zweiter Junge brettete ohne zu halten vorbei.

„Kuck’ nur genau hin, Papi,“ sagte Greta und deutete auf die beiden Mopeds „Findest du wirklich, dass sie irgendwie wie die Irren fahren, wie du immer behauptest?“

„Ja ... und auch noch ohne Helm.“

„Das ist doch nur ein Waldweg, Papi!“

„Wer war das?“ fragte Lucien.

„Nico.“

Lucien erfuhr, dass Nico in Gretas Gymnasium ging und wahnsinnig viel von Motorädern verstand. Wirklich irrsinnig viel. Und dass Nicos Vater seinem Sohn mit 18 ein Sicherheitstraining beim ADAC versprochen habe. „Da solltet ihr euch mal ein Beispiel nehmen, Mami und du, wie man aktiv seine Kinder zu Erwachsenen erzieht.“

Aktive Erziehung, wo sie das wieder aufgeschnappt hatte?

Als sie auf dem Parkplatz die Räder in Luciens alten Volvo-Kombi verluden, gondelten vier Mädchen auf Rädern vorbei. Sie schienen Lucien etwas älter als Greta. Das war anscheinend der Rest der Truppe vom See.

Auf der Rückfahrt ließen sie sich bei offenen Fenstern vom Wind durchpusten.

Lucien rief: „Das war also kein Zufall, dass du genau an der Stelle am See baden wolltest?“

„Nö.“

„Nico?“

„Ja, aber da geht nichts.“

„Das will ich auch schwer hoffen.“

„Warum seid ihr eigentlich solche Spießer?“

Lucien ließ die Frage unbeantwortet. Greta wechselte das Thema und fasste nach: „Heute hat jedes Mädchen Tattoos. In meiner Klasse haben manche sechs oder sieben. Zugegeben, nicht alle sind saugeil, aber die meisten. Und warum? Weil die Eltern keine solchen Spießer sind“

„Bist du sicher, dass sie auch dann noch saugeil aussehen, wenn mit 50 die Haut schlaff ist?“

„Ich will keine 50 werden, vorher bring' ich mich um.“

„Greta!“

„Wenn man will, kann man Tattoos auch wegmachen lassen. Denk' dran, wie viele Mädchen haben sich Arschgeweihe stechen lassen?“

„Und jetzt? Total prollig und unmodern.“

Greta rollte die Augen nach oben über so viel Ignoranz. „Weggelasert! Oder siehst du heute noch jemand mit nem Arschgeweih rumlaufen? Mann, Vater“, diese Anrede war so förmlich, dass Lucien auf einen gewaltigen Vorstoß wartete. Doch es lief wieder auf dasselbe hinaus: „Nur ein kleines Seepferdchen, rechts oberhalb der Bikinizone, da wo meine kleine Blinddarmnarbe ist. Total süß sieht das aus. Was kann ein vernünftiger Mensch dagegen haben. Ich meine ein vernünftiger *moderner* Mensch?“

„Wenn du 18 bist ...“

Greta unterbrach wütend: „Worauf du einen lassen kannst.“ Pause, dann ging das Gequengle weiter: „Wenigstens ein kleines Pearcing? Im Nabel. Ungefährlich, unauffällig, sogar in

euren „besseren Kreisen“. Ich zahl' es auch von meinem Taschengeld. Komm' gib' deinem schwarzen Herzen einen Stoß.“

Lucien hatte in Berlin den Argentinischen Platz erreicht und stoppte die Diskussion mit einer Einladung zu einem Eisbecher. Er hörte Greta zu, wie sie über zwei vorbeirauschende Motorräder fachsimpelte, träumte vor sich hin und ließ das neuerliche Vibrieren seines Telefons unbeachtet.

Dass seine Mutter zu Besuch war, erkannte Lucien unschwer an dem schräg in der Garage-einfahrt geparkten Mini, Dach offen, Zündschlüssel auf dem Beifahrersitz zwischen zerknüllten Dosen Cola light und leeren Packungen Camel ohne Filter. Greta rannte ins Haus, um ihrer Oma um den Hals zu fallen. Lucien parkte den Volvo auf der Straße, nahm die Räder heraus und setzte sie zusammen und stellte sie in die Garage, dann ging er ins Haus.

Als er mit nassen Haaren vom Duschen die Treppe herunter kam, sah er Veronika und seine Mutter beim Pastis auf der Terrasse sitzen und ratschen. Greta hockte mit angezogenen Beinen auf der Sonnenliege und lackierte ihre Fußnägel um. Grün statt blau. Lucien warf seiner Frau einen schrägen Blick wegen des Getränks zu, den seine Mutter auffing.

„Reg' dich nicht auf, Lucien, es ist Pastis ohne. Und mach' deinen Frauen nicht immer Vorschriften.“

Sie hustete sich frei und zündete die nächste Camel an. Greta grinste. Sie hatte bestimmt gepetzt, dass ihr Vater wieder mal stur geblieben war. Vom Grill um die Ecke auf dem Rasen wehte der Duft frischer Bratwürste herüber.

„Echte Merguez“, wie seine Mutter betonte. „Gestern aus Paris eingeflogen, aus der Lafayette. Nicht dieser Fleischmatsch aus Thüringen.“

„Echt gut,“ ließ sich Ari Liebich vernehmen der mit einer, fettriessenden glutheißen Wurst in der Hand wedelte, um die Ecke vom Grill kam und versuchte einen Bissen abzubeißen. „Saugut.“

„Ari, möchten Sie nicht lieber warten, bis sie fertig sind,“ tadelte Virginie.

„Sie sind fertig, Madame Pfaff.“ Liebich pustete und kaute. Er war von athletischer Gestalt, obwohl er kaum Sport machte und fraß wie ein Scheunendrescher. Lucien dagegen kämpfte mit seinem Gewicht.

„Wer macht hier ständig Vorschriften, Mama?“ warf Lucien dazwischen und schielte selbst nach den Würsten, nahm aber zum Knabbern eine der geschälten Möhren aus einer Schale auf dem Tisch. Ari zog Lucien mit zum Grill und sagte:

„Ich bin nicht zum Essen gekommen, meine Mutter wartet.“ Er nahm eine zweite Wurst und wedelte damit herum. Dann zog er Lucien noch ein Stück Richtung Gartenzaun und endgültig aus der Sichtweite der Frauen. „Warum rufst du nicht zurück und gehst nicht ans Telefon?“ knurrte er.

„Weil auch mal Sonntag sein muss. Du gehst ja samstags auch oft nicht dran. Was ist das für eine L-Sache?“

„Dann komm' ich jetzt halt als reitender Bote zu Fuß und verkünde die schlechte Nachricht persönlich: „Du sollst morgen früh gleich um neun in die Rechtsmedizin und nicht ins Büro, dort sollst du eine Leichenöffnung unterschreiben und selbst beaufsichtigen, weil der Soilent Sitzung hat, eine Schwangerschaftsvakanz und der Rest im Urlaub ist.“ Ari war aus religiösen Gründen von der lästigen Pflicht der Beaufsichtigung einer Obduktion generell befreit, was er nicht zu erwähnen brauchte.

Wahrlich keine guten Nachrichten, die Woche im „Landesinstitut für gerichtliche und soziale Medizin“ zu beginnen, was ohnehin nur in einem Ausnahmefall wie diesem in den Geschäftsbereich eines Ermittlungsrichters fällt.

„Is'n das für eine Sache?“ fragte Lucien Pfaff.

„Landwehrkanal sage ich nur, den Rest willst du heute an einem so schönen Tag nicht wissen,“ antwortete Ari Liebich, schob den letzten Zipfel seiner Merguez in den Mund, leckte seine Finger ab, winkte und verschwand durch die Gartentür über den schmalen Abfuhrweg ins Nachbarhaus zu seiner Mutter, die auf ihn wartete.

Als Ari Liebich zu ihr kam, überraschte Ruth ihn mit einem Auflauf aus Gemüse und Fisch und mit einem gemischten Salat aus eigenen Tomaten, Gurken und Zwiebeln, die sie am Ende des Grundstücks seit Jahren zog.

„Trinkt sie wieder?“ fragte Ruth beim Essen.

„Nein. Und selbst wenn, was geht es uns an?“

„Lucien ist dein Freund und ich mache mir Sorgen um dass Kind. Ich habe gesehen, dass Veronika mit seiner Mutter Pastis trinkt.“

„Es ist irgendwelches weißes Zeug, schau' halt nicht rüber.“ Ari hatte keine Lust auf Debatten über Luciens Familie, weil er wusste, dass seine Mutter Luciens Mutter Virginie auf dem Kiecker hatte.

Virginie Pfaff wiederum sagte zu Lucien praktisch zur selben Zeit nebenan: „Ari ist doch a Juif.“

Lucien: „Was dagegen?“

„Non, das weißt du ganz genau, deswegen lass' die verdeckten Anspielungen mein Junge, aber warum isst er Merguez? Pur porc. Reines Schweinefleisch ... als Jude.“

„Weil es ihm schmeckt, nehme ich an.“

„Ari schreckt vor nichts zurück, was man essen kann,“ warf Greta ein, ihre Mutter lachte.

„Ich finde, ein Mensch muss bei seinen Prinzipien bleiben“, beharrte Virginie. „Wir feiern ja auch nicht Chanukka, sondern gehen in die Christmette, wie es sich gehört.“

„Ari kommt immer an Weihnachten zu uns, wenn es seine Mutter nicht merkt,“ sagte Veronika und nahm einen kräftigen Schluck vom nicht klar definierten Patis, was auch Greta stirnrunzelnd beobachtete. Dann sagte sie: „Ich war letztes Jahr an Chanukka drüben, das war nicht so langweilig wie die Christmette.“

„Greta! Tais toi!“ Virginie griff nach ihren Zigaretten.

Lucien ging zum Grill, die Würste zu wenden und winkte Aris Mutter zu, die am Zaun des übernächsten Hauses stand und die Ohren spitzte. Ruth winkte zurück. Sie mochte Lucien, sie liebte Greta, weil sie gerne eine so freche Enkelin gehabt hätte, sie sorgte sich um Veronika und sie hielt Virginie Pfaff für eine verbohrte katholische Antisemitin.

Ruth winkte zurück und Virginie, die wegen ihrer Würste besorgt um die Ecke gekommen war, hob mit scheinheiligem Lächeln die Hand.

Später bei Tisch sagte sie: „Weißt du, Lucien, was ich mich frage: Warum haben sie ihren Namen geändert, als sie aus Israel zurück gekommen sind? Nur wer Dreck am Stecken hat, ändert seinen Namen, die Nazis nach dem Krieg zum Beispiel, n'est pas? Du als Ermittlungsrichter wirst mir doch voll und ganz zustimmen.“

Lucien wurde nun wütend: „Weil sich in unserer verdammt noch mal nicht ganz so vorurteilsfreien Welt nicht jeder schon am Namen erkennen muss, dass man Jude ist.“

„Heute werden Kinder ständig auf jüdische Namen getauft. Ich kennen ein Duzend Sarahs und Hannahs. Deinem Vater und deinem Großvater ist es auch nicht peinlich gewesen, dass wir als Franzosen Pfaff heißen.“

„Es geht um Antisemitismus und nicht darum, ob es peinlich ist, Mama. Respektiere einfach, dass Ari lieber Ari Liebich heißt als Aron Lieblich, auch wenn er nur selten und nur wenn ihn seine Mutter zwingt in die Synagoge geht.“

„Warum konvertiert er dann nicht?“

„Weil er kein Christ oder Atheist oder Moslem ist, sondern Jude,“ knurrte Veronika und nahm einen Schluck. Ihr gingen die Tiraden ihrer Schwiegermutter nun auch auf die Nerven.

„Du bist ja auch erzkatholisch und glaubst nicht an die unbefleckte Empfängnis,“ legte Lucien nach.

Seine Mutter lachte dreckig und hustete.

2.

Lucien kam zu Fuß von der U-Bahn und traf vor dem Institut auf Silke Schober, die schon ihre Gummischürze trug und im Schatten eine ihrer Minizigarillos quarte. Weil sie ausgerechnet an der Uni Münster C3-Professorin für Rechts- und Sozialmedizin war, bevor sie zur Leiterin des Berliner Instituts berufen wurde, bekam sie den Spitznamen „Börne“ nicht los, ihres im „Münster-Tatort“ praktizierenden „Kollegen“, den Jan Josef Liefers so kauzig verkörperte. Anders als beim lustig-präpotenten und selbstverliebten Opern- und Autofan Börne, war

Schobers Urteil eher zurückhaltend und immer unpräzise-fundiert. Lucien und Silke Schober verband ein solides Vertrauensverhältnis. Sie begrüßten sich mit Wangenküssen. Lucien roch an ihr die übliche Mischung aus einem leichten Parfüm, den „Nobels“, Gummi und Formalin.

Nach ein paar Höflichkeitsfloskeln drückte „Börne“ ihren Zigarillo aus und gab dem Ermittlungsrichter eine schmale Akte, die sie neben sich auf einer Bank liegen hatte. Aus dem Juristen- und Polizeijargon übersetzt ging es um folgendes:

Am Sonntag Morgen um 7:12 Uhr alarmierten auf einer Brücke in Kreuzberg anhaltend feiernde Studenten den Notruf, weil sie im Kielwasser eines Sightseeing-Schiffes auf dem Landwehrkanals einen länglichen weißen Gegenstand hatten treiben sehen, den sie für einen Leichnam hielten. Die Wasserschutzpolizei und Feuerwehr bargen um 9:18 Uhr den unbedeckten Körper einer weiblichen Person „jüngeren Alters“, der zur Feststellung der Identität und der Todesursache in das Institut überstellt worden war.

Weil die äußere Leichenschau keine Anzeichen auf einen unnatürlichen Tod ergab und mangels feststellbarer Identität keine unmittelbaren Verwandten eine Entscheidung treffen konnten, musste der zuständige Ermittlungsrichter, in diesem Falle Dr. Lucien Pfaff, die Leichenöffnung anordnen. Er unterschrieb das Formular.

„Bringen wir es hinter uns, Lucien.“ Börne hielt ihm die Tür auf und folgte ihm in die Sektionsabteilung.

Pfaff hatte eine verwesende Wasserleiche erwartet. In den gut zehn Jahren seines Berufslebens hatte er viel gesehen und war einiges wegzustecken gewohnt. Aber das, was er sah, als Silke Schober die Abdeckplane von der Leiche nahm, ließ ihm den Atem stocken.

Da lag Greta! Nein, nicht seine Greta aber ein Mädchen, die ihr frappierend ähnlich sah, der kindliche Körper, die halblangen hellblonden Haare, noch feucht vom Wasser wie gestern Abend Greta am See, als ihn weckte und frierend und nass vor ihm stand. Und ein Seepferdchen war auf die Haut der Toten auf der rechten unteren Bauchseite tätowiert. Schon dieser Schock hätte genügt, um Lucien aus der Fassung zu bringen. Aber das schöne, unschuldige Gesicht! Es war mit Sorgfalt und großem Geschick geschminkt wie das einer erwachsenen, blühenden Frau, ein wenig Kajal um die Augen, dezent wie das Make-up und das Rouge auf den weißen Wangen. Die Lippen mit einem Stift in weichem Rot gemalt, den natürlichen Konturen folgend, die Augenbrauen schön geschwungen und gezupft – und auf dem rechten Auge, wie eine grässliche Entstellung in dem toten Gesicht, künstliche, lange Wimpern, an den Enden nicht mehr vollständig verklebt.

Silke Schober ließ Lucien Zeit, sich abzuwenden, bevor sie den ersten Schnitt setzte. Pfaff zog sich so weit zurück, wie es im Sektionssaal nur ging, obwohl er von Gesetzes wegen die Obduktion zu beaufsichtigen hatte. Wie durch Watte hörte er die monotonen Diktate der Rechtsmedizinerin und die Anweisungen an ihre beiden Assistenten, das aufjaulen der elektrischen Knochensäge. Lucien kämpfte mit dem Drang, Greta und Veronika anzurufen. Aber es gab keinen Zweifel, das Mädchen, das dort drüben obduziert wurde war nicht Greta. Und dennoch! Schließlich schickte er an Greta eine SMS:

„Ich liebe dich, mein Schatz.“

Und er wartete ungeduldig auf eine Antwort. Sie kam und lautete: „Ich dich auch. Ist was?“ Und ein Smiley mit besorgtem Gesicht.

„Nein, alles gut.“

Als Silke Schober ihre Arbeit beendet hatte, ging sie mit Lucien in ihr Büro, öffnete das Fenster und zündete ein Zigarillo an.

„Das Kind ist jedenfalls nicht von dem Schiff gefallen. Sie ist dürfte zwischen zwei und vier Uhr gestorben sein. Dann lag die Leiche etwa zwei bis drei Stunden im Wasser. Sie ist nicht ertrunken, sondern erstickt worden. An den Beinen hatte sie eine Verletzungsspur, die von einem abgerissenen Klebeband stammen könnten. Details kommen. Aber die Sache ist seltsam.“

„Gibt es Aufprallspuren, ich denke, der Leichnam könnte ja auch von der Brücke geworfen worden sein.“

„Nein, gibt es nicht. Wie schnell fließt denn der Kanal?“

„Müssen wir checken.“

„Ich muss auch noch die Wassertemperatur wissen.“

Lucien notierte sich das in sein Mobiltelefon. „Ich denke, menschliche Körper sinken zunächst mal ab und kommen erst dann wieder an die Oberfläche wenn die Zersetzungsgase Auftrieb verleihen?“ fragte Lucien.

„Genau das finde ich seltsam.“

„Kann sein, dass die Schiffsschraube die Leiche aufgewirbelt hat?“

„Man muss Fachleute fragen.“

„Und vergiss nicht die Verletzung an den Beinen,“ mahnte die Rechtsmedizinerin und küsste Lucien auf die Wangen, als er ging.

Auf dem Weg zurück in sein Büro in der Littenstraße in Berlin-Mitte setzte sich Lucien in ein Touristencafé am Alex unter dem Funkturm und trank einen Cappuccino und ein Glas Eiswasser. Er konnte sich darauf verlassen, dass Ari Liebich alles Notwendige veranlassen würde, um eine erste, kleinere Ermittlungsgruppe aus Fachleuten zusammenzustellen. Prompt kam ein Text an verschiedene Beamte, darunter auch Lucien Pfaff:

„EK weibl. L./Kanal, 11:30 PP, R 217“ Lucien zahlte und schickte Ari eine SMS, er werde bei der Ermittlungsgruppe erscheinen, was nicht zu seinen Pflichten gehörte. Aber das tote Mädchen hatte ihn so tief berührt, dass er die Prüfung einer Haftsache, deren Verhandlung für den Nachmittag anstand, in die Mittagspause verschob.

Um 11:05 trafen die letzten beiden Beamten ein, was Ari mit Blick auf seine Uhr und einer spitzen Bemerkung rügte. Er selbst begann mit einer Mail von Prof. Schober.

Der vorläufige Befund der Obduktion war verwirrend. Prof. Schober schätzte das Alter des Mädchens auf 11 bis 12 Jahre. Der Todeszeitpunkt lag etwa bei 3 Uhr. Das Kind war nicht nur entjungfert, es hatte offenbar noch kurz vor dem Tod Verkehr, vaginal und rektal, allerdings ohne dass Spermaspuren gefunden wurden, weil ein Kondom benutzt worden war. Und ohne Zweifel hatte die Tote schon ein Kind ausgetragen und geboren. Frau Schober erklärte in der Mail, dass es eher selten vorkomme, dass Mädchen in unserem Kulturkreis so früh geschlechtsreif würden. Ja, sie benutzte diesen eher technischen Ausdruck. Sie nähme eher an, dass das Kind für die Empfängnis „hochgespritzt“ worden sei. Eine Vermutung zwar, aber sie klang wie eine nüchterne Feststellung. Horribile dictu.

Sofort kam die Frage: „Ne Prosti vielleicht, arg jung?“

„So jung haben wir keine auf dem Strich.“

„In Berlin ist alles möglich. Tuti“, sagte Ari und bat um Zuziehung von Beamten von der Sitte für die nächste Sitzung am Nachmittag und entsprechende Vorinformationen.

Danach wirkte es nur noch wie eine Marginalie, dass das Opfer wahrscheinlich drogenabhängig war, mit einem weichen Gegenstand, einem Kissen oder einer Decke erstickt wurde und jämmerlich leiden musste und dass Fasern tief in den Atemwegen sichergestellt werden konnten. Das alles vorbehaltlich der feingeweblichen, mikroskopischen und kriminaltechnischen Untersuchung.

Ein wichtiger Befund allerdings ergab sich aus Klebe- und Rissspuren an den Außenseiten der Beine des Opfers, die von einem Tape, einem Elefantenban herrühren könnten, meint Börne.

Die beiden Datenspezialisten trugen den Stand ihrer Ermittlungen zum Thema Vermisstenmeldungen vor. Negativ was Berlin und Brandenburg betraf, wenn man nur die vergangenen 72 Stunden vor dem mutmaßlichen Tod des Mädchens nahm. Es war aber nicht auszuschließen, dass sie schon länger abgängig war und aus einem anderen Bundesland oder dem Ausland stammte. Die Maskerade und extrem frühe Schwangerschaft sprachen dagegen, dass sie es hier mit einem Vermisstenfall der üblichen Art zu tun hatten.

Der Vorgang hatte offenbar eine längere und komplizierter Vorgeschichte. Das BKA war eingeschaltet. Ebenso Europol, denn kindliche Prostituierte kamen nicht nur aus der Ukraine und dem Balkan nach Deutschland, es gab auch minderjährige Mädchen aus Schweden und sogar aus Island, die der Polizei in die Netze geraten waren. Erste belastbare Ergebnisse erwarteten die beiden Beamten nach Ermittlung der DNA der Toten und dem Matching mit den Daten eventuell passender vermisster Mädchen in spätestens vier Tagen.

„Und dann kommt es ja auch vor, dass sie entweder nicht vermisst gemeldet werden, oder unter einem Vorwand von Schleppern nach Deutschland gebracht werden und die Angehörigen nicht ahnen, dass die Mädchen hier auf den Strich gezwungen werden.“

Sobald die Befunde aus der Rechtsmedizin vorliegen würden, konnte auch das Matching mit der DNA von Babys beginnen, auf der Suche nach dem Kind, das die Tote geboren hatte. Sie würden nach Lebenden suchen, die unter dubiosen Bedingungen auf die Welt gekommen oder in Babyklappen abgelegt worden oder nach toten Säuglingen, die einfach am Straßenrand weggeworfen worden waren, wie es in Berlinschon vorgekommen ist.

Diese Ermittlungsschritte waren eine Arbeit vom Besonderen zum Allgemeinen, je weiter sich das Netz spannte, umso geringer war die Wahrscheinlichkeit, dass sich etwas Brauchbares darin verding.

Der Grafiker war dabei mit Photoshop ein für die Fahndung brauchbares Porträt der Leiche anzufertigen.

Kerstin, eine junge Beamtin, so etwas wie die rechte Hand von Ari, koordinierte Kollegen, um mit dem Portrait der Toten zu Nachbarschaftsbefragungen loszuziehen, falls geklärt werden konnte, wo die Tote ins Wasser geworfen worden war. Dazu arrangierte Kerstin eine Telefonkonferenz mit der Wasserschutzpolizei, Prof. Schober und einem Physiker vom LKA um 15 Uhr.

Lucien sah, dass Ari nichts dem Zufall überließ und widmete sich seiner Haftsache. Es ging um Brüder aus Bulgarien, die offenbar zu einem Ring von Taschendieben gehörten. Zivilfahnder hatten sie am Checkpoint Charlie festgenommen. Es gab eine Reihe von Aufnahmen aus hoch auflösenden Überwachungskameras im U-Bahnnetz, die sie beim Klauen zeigten. Wegen akuter Fluchtgefahr hatte der Staatsanwalt Antrag auf Untersuchungshaft gestellt. Lucien würde dem Antrag stattgeben, zumal der jüngere der beiden Beschuldigten bereits nach einer einschlägigen Vorverurteilung abgeschoben und mit Einreiseverbot belegt worden war.

Bei der kurzen Verhandlung in der JVA Moabit wirkte Lucien Pfaff unkonzentriert, denn ihm ging das tote Mädchen nicht aus dem Kopf. Als die Justizbeamten die Brüder in die Haft abführten, brach Lucien sofort auf um die Telefonkonferenz nicht zu versäumen.

Es dauerte wie üblich, bis sich alle meldeten. Lucien hatte ein paar eher technische Fragen im Kopf, die schnell beantwortet waren.

Der Kanal selbst hat fast keine Strömung, vielleicht 10 cm in der Minute. Wassertiefe an der Auffindstelle, sowie Wassertemperatur und Wasserdichte wurden kurz diskutiert. Die Daten über Lufttemperatur und Windgeschwindigkeiten lagen schon vor.

Lucien wandte sich der eigentlichen Frage zu:

„Börne und ich ...“

„Herrgott, wann hört das denn endlich auf“, knurrte Silke Schober.

„Sorry, ich habe den Titel vergessen, Professor Börne“, Silke lachte. „... und wir fragen uns, warum der Körper nach mindestens drei Stunden im Wasser an die Oberfläche gekommen ist? Kann es sein, dass die Schraube des Touristenschiffes die Tote nach oben gewirbelt haben könnte?“

Der Mann von der Wasserschutzpolizei sagte: „Das widerspricht allen Erfahrungen. Die Touri-Kähne fahren sehr langsam mit wenig Schub. Und außerdem war das Schiff, in dessen Kielwasser die Leiche getrieben hat, das erste am Tag. Was vielleicht weiterhilft ist, dass der Sog einer Schiffsschraube auch bei geringer Last, einen Körper auf dem Grund des Kanals in Fahrtrichtung des Schiffes mitschleifen kann.“

„Wie weit?“

„Kommt darauf an, im Sommer gibt es viele Pflanzen und Algen auf dem Grund. Da ist alles glitschig. Kann sein hundert Meter, kann sein mehr aber eher weniger. Das Mädchen war ja nicht schwer, das macht auch was aus.“

„Doch so präzise“, warf Lucien ein. Ari lachte.

„Und es müsste Spuren an der Leiche geben.“

„Negativ“, warf die Rechtsmedizinerin dazwischen.

„Also kann das Kind an einer anderen Stelle ins Wasser geworfen worden sein?“

„Wahrscheinlich sogar.“

Lucien fragte nach dem Schiffsverkehr auf dem Kanal. Darüber gab es genaue Informationen, weil die Boote eine der beiden Schleusen passieren mussten, um von der Spree in den Kanal zu fahren. Die Rückfrage noch während der Schalte beim Wasser- und Schifffahrtsamt ergab, dass kurz vor dem Ausflugsboot ein schwimmender Schwerlastkran durch den Kanal bugsiert worden war. Früh am Morgen, um den Touristenverkehr nicht zu stören und freie Fahrt zu haben. Dafür wurde enormer Schub benötigt, besonders in der Nähe der Fundstelle, weil eine leichte Krümmung des Kanalbetts zu einer Richtungsänderung zwang.

„Kann gut sein, der Pott hat die Leiche mitgerissen und hochgewirbelt. Dann kam das Touristenschiff.“

Der Physiker vom LKA klapperte schweigsam auf den Tasten seines Rechners und sagte dann dazwischen: „Ich würde sagen, dass die Ablegestelle der Leiche nicht weiter als max 400 Meter von der Brücke liegt. Eher in Fahrtrichtung des Krans und des Touristenbootes. Die war ja dieselbe.“

„Das ist doch mal ne Ansage“, erklärte Ari Liebich und bedankte sich bei den Kollegen.

Wenige Minuten später waren zwei Hundeführer mit ihren Mantrailern bereits auf dem Weg ins Institut, wo das Mädchen in einem Kühlfach schlummerte, um an der Leiche, so gut es nach der Obduktion ging, Geruchsmarken abzunehmen.

„Und?“

Ari hatte gerade die späte Nachmittagskoordination der Ermittlungsgruppe beendet. „Vermisstenmeldungen immer noch negativ. Die Sitte sagt, sie kennen keine so jungen Dinger die anschaffen. Die jüngste war 13 und kam aus Eritrea und war total verlumpt. Aber einen kleinen Schritt sind wir weiter.“

Lucien und Ari standen am Landwehrkanal im Schatten der Bäume unweit der Stelle, wo Pepi, der eine der beiden Mantrailer die Spur der Toten aufgenommen hatte. Der Hund saß hechelnd neben seiner Führerin und ließ sich ausführlich loben und bekam ein Leckerli. Es war schwer für die Hunde aus dem beißenden Formalin in der Rechtsmedizin den Geruch

des Mädchens herauszufiltern. Pepi schaffte es. Die Wasserschutzpolizei und das LKA lagen ziemlich richtig mit dem Sektor, den sie bei ihrer Schätzung abgesteckt hatten.

Die Stelle lag etwas versteckt. Ein enormes Versorgungsrohr lief über eine nicht begehbare Brückenkonstruktion über den Kanal. Am Rand des Wassers sah man eine kleine Terrasse aus Sandstein mit Brüstung, daneben schütteres Gebüsch. Hier begann das Paul-Lincke-Ufer.

Da auf dem ausgedörrten Boden keine Schleifspuren gefunden wurden, musste eine kräftigere Person, wahrscheinlich ein Mann, die Leiche, die 38 Kg wog, auf den Armen zum Wasser getragen haben. Eine blonde Haarspur in einer Höhe von ca. einem Meter im Gebüsch, von Pepi aufgespürt, konnte enorm wichtig werden, wenn sie von der Toten stammte, denn damit konnte man die Körpergröße des Täters abschätzen.

Weil die Spur am Straßenrand endete, ging Ari davon aus, dass der oder die Täter die Tote mit dem Auto zum Kanal transportierte hatten und der Sterbeort wo anders lag, denn nichts in der sommerlich-staubigen Uferzone wies auf einen Tatort hin. Der im Polizeijargon so genannte Ablegeort war abgesperrt, Anwohner hingen in den Fenstern und versuchten, sich einen Reim auf die Aktivitäten der Polizei zu machen. Jede Aufmerksamkeit war dort willkommen, um Hinweise zu sammeln.

Zwei Taucher der Wasserschutzpolizei gurgelten am diesseitigen Kanalufer. Sie beförderten alle Gegenstände, die nicht von Natur aus in einen Kanal gehören an Land, wo sie fotografiert und asserviert wurden. Ein rostiges Fahrrad, ein Flipflop, eine Brille, zwei Blumentöpfe, der Fuß eines großen Sonnenschirms, ein halber Sack Zement und jede Menge leere Flaschen. Mit den Händen in den Taschen seiner Jeans inspizierte Ari Liebich interessiert die Funde.

„Gut, dass sie nicht noch ne zweite Leiche gefunden haben,“ knurrte er.

Lucien erinnerte sich auch an einen Fall vor zwei Jahren, als man in der Nähe der Oberbaumbrücke in der Spree nach dem Leichnam eines Selbstmörders gesucht hatte und in der Nähe auf die Überreste einer ertrunkenen Obdachlosen gestoßen war.

Walkies quäkten und rauschten. Lucien ging in die Knie und deutete auf den Schirmständer, an dem Reste eines Klebebandes hingen. „Sieh dir den mal an, der liegt noch nicht lange im Wasser. Kein Rost. Keine Algen. Und hier das sieht nach Klebeband aus. Silke hat mich noch mal auf die Verletzungen am Bein der Toten hingewiesen. Vielleicht hat der Täter die Leiche an das Ding getapet?“

Ari nickte und machte mit seinem Telefon ein paar Aufnahmen, dann rief er die Kollegen von der Kriminaltechnik an und bat, die Untersuchung des Schirmständers vorzuziehen.

Ein Mann unbestimmten Alters mit freiem Oberkörper und feuerrot gefärbtem Rauschbart drehte auf einem Rad Runden um den abgesperrten Bereich und wettete mit lauter Stimme gegen die Willkürherrschaft der Geheimdienste, die Kaputtsanierer und die Islamistischen Arschlöcher. Von ein paar Anwohnern bekam er zynischen oder auch ehrlichen Beifall. Lucien nahm das alles als Hintergrundrauschen, wie es jede offene Ermittlung begleitete. In den Häusern der Umgebung waren Beamte mit der Fotomontage der Toten unterwegs in der Hoffnung, jemand könnte um ca. 3 Uhr eine wichtige Beobachtung gemacht haben.

Es dauerte keine 20 Minuten nach Beginn der Befragung und Ari Liebich hatte die ersten Pressevertreter an der Strippe.

Er sagte zu Lucien: „Wir kommen nicht um eine Pressekonferenz herum.“

„Soilent muss entscheiden, was wir rausgeben,“ sagte Lucien.

„Was meinst du, soll raus?“

„Das Foto, klar. Wir sollten angeben, wo die Leiche ins Wasser geworfen wurde. Todeszeitpunkt auch. Fundort würde ich so gut es geht übergehen, wenn nicht jemand von den Studenten geredet hat. Und kein Wort über das Tattoo, - dieses Seepferdchen.“ Lucien schauerte wieder innerlich.

„Einverstanden.“ Ari wählte die Handynummer von Staatsanwalt Soilent, seinem kommissarischen Chef und besprach mit ihm die Einzelheiten. Lucien verabschiedete sich mit einem Klaps auf den Oberarm und ging nachdenklich zu Fuß die kurze Strecke bis zur Brücke, wo die Leiche im Wasser getrieben hatte. Er blieb lange an der Brüstung stehen und starrte ins trübe Wasser des Kanals und fragte sich, wie hoch die Chancen waren, dass jemals der Mord an dem Mädchen aufgeklärt werden könnte. Er war skeptisch. Und gerade deswegen war er entschlossen, nicht so leicht aufzugeben.

„Wer kennt dieses Mädchen?“ schrien am nächsten Morgen die Balkenlettern des Boulevards. Und das tote Kind bekam makabrer Weise einen Namen: „Hilde“, wie Hildegard Knief, wegen der falschen Wimpern. Auf allen Titelseiten war das Porträt der Toten. Die Hinweistelefone der Ermittlungsgruppe standen nicht still.

3.

Die enorm wichtigen 72 Stunden nach der Tat verstrichen ohne greifbare Ergebnisse. Es hagelte deswegen Kritik von den Medien, weil Lucien Pfaff und Peter Soilent nichts anderes übrig blieb, als in den Pressekonferenzen ihr Team in Schutz zu nehmen, um Verständnis zu bitten, dass sie nur scheinbar Fakten herausgeben konnten. Jeder Insider wusste, nach der Statistik verschlechterte sich die Aufklärungsquote für Kapitalverbrechen nach drei Tagen rapide. In der inzwischen aufgestockten Ermittlungsgruppe von Ari Liebich wurde im Schichtbetrieb gearbeitet, hier liefen die Informationen und Hinweise zunächst chaotisch zusammen. Er und seine Leute versuchten eine Struktur in die Datenmenge zu bekommen, um eine Art Dramaturgie des Verbrechens entwerfen zu können.

Inzwischen stand fest, die Leiche war in der Tat an den Schirmständer getapet worden. Der Sog der Schraube des Schiffskrans hatte mit großer Wahrscheinlichkeit den Körper losgerissen und hochgewirbelt. Lucien brauchte keine Profiler um daraus zu schließen, dass der Täter mit einem gewissen Verdeckungsplan vorgegangen war. Salopp gesprochen, nicht jeder hat Klebeband und den Fuß eines relativ schweren Gartensonnenschirms zur Hand, wenn er ein Kind tötet. Das Modell wurde im Internet und bei IKEA vertrieben und in Berlin mindestens 1.500 Mal verkauft. Wenn alle Stricke reißen sollten, würde man die Kundenadressen, soweit sie über Rechnungen oder Kreditkarten ermittelbar waren, erfassen und filtern müssen. Kann sein, der Täter hat einen Garten, kann sein, er hat den Ständer gestohlen. In den

Restaurants und Kneipen um den Tatort vermisste man keinen Schirmfuß. Ein Foto mit dem Gegenstand war auf der Homepage der Polizei gepostet, auf Facebook und zum Teil in den Medien. Auch das trug zum anwachsenden Chaos von Hinweisen bei.

Das Haar im Gebüsch stammte eindeutig von der Toten. Nach der Spurenlage schätzten Aris Leute die Größe des Täters – oder der Täterin – auf etwa 1,75 bis 1,80 Meter. Das halb momentan nicht weiter, konnte aber entscheidend sein.

Fürs Wochenende nahm sich Lucien Protokolle über die Zwischenstände der Ermittlungen und ein paar Spurenakten mit möglicherweise wirklich sachdienlichen Hinweisen mit nach Hause. Immer mit schlechtem Gewissen, weil er sich dort während der ganzen Woche kaum hatte blicken lassen. Den Freitagabend verbrachte er mit Greta und Veronika im Kino. Samstags schlief er lange und bekam nicht mit, dass Greta in die Stadt gefahren war.

Gegen Mittag platzte eine Bombe. Privat, nicht beruflich - oder doch halb und halb. Der Diensthabende des Polizeiabschnitts 55 rief bei Lucien zu Hause an und fragte, ob er der Ermittlungsrichter Dr. Pfaff sei.

„Ja.“

„Haben Sie eine Tochter?“

Lucien schwante Schlimmes.

„Ja.“

„Name?“

„Greta.“

Der Diensthabende bat, Dr. Pfaff möge doch bitte seine Tochter auf der Wache abholen. Lucien meinte einen leicht süffisanten Unterton in der Stimme zu hören. Seine Unruhe stieg.

„Warum?“

„Sie hat in Neukölln in der Karl-Marx-Straße bei einem türkischen Händler ein gebrauchtes iPhone 6 geklaut und sich erwischt lassen.“

Lucien vermied, laut „scheiße“ zu sagen. Veronika kam zu ihm weil sie seinem Gesicht ansah, dass was nicht stimmte.

„Es tut mir leid“, sagte Lucien, „kann ich kurz mit ihr sprechen?“ Er wusste, dass man den Verdächtigen als erstes die Handys abnahm, um Verdunklung zu vermeiden. Aber in Anwesenheit eines Polizisten ließ man gelegentlich Gespräche zu.

„Erst wenn Sie das Mädchen abholen.“

„Okay, ich komme sofort“, Lucien war schon auf dem Weg und rief Veronika zu, was Greta angestellt hatte. Veronika sah Lucien kopfschüttelnd nach und fragte sich, welche Entschuldigungen Greta diesmal einfallen würde.

Zwei Stunden später stieg Greta verheult mit trotzigem Gesicht aus dem Auto ihres Vaters und rannte ins Haus, die Treppe hinauf in ihr Zimmer, wo sie sich einschloss. Lucien schaffte es nach einer halben Stunde, sie dazu zu bewegen, die Tür zu öffnen. Es dauerte noch einige Zeit, bis Greta mit ihrem Vater die Treppe herunter kam und sich an den Tisch zu Veronika setzte. Lucien hatte sich die ganze Zeit den Kopf zermartert, wie er reagieren sollte. Er wusste nur zu gut aus seiner Praxis, wie wenig so hilflose Maßnahmen wie Taschengeldsperre, Hausarrest und Strafpredigten helfen. Psychologische Beratung für jugendliche Ersttäter gab es, aber die Termine waren knapp und nicht alle Psychologen in der Lage wirklich zu helfen.

„Erzähl’ mal, wie das abgelaufen ist,“ begann Lucien. Veronika hatte ablehnend die Arme verschränkt und beobachtete Tochter und Vater.

Greta, nach zähem Schweigen: „Ich bin rein in den Laden, weil ich ... ach scheiße, ganz einfach, ich hab’ durch die Scheibe gesehen, dass ein 6er auf dem Ladentisch gelegen hat. Ich bin rein und habe nach einem rosa Handycase mit Strass gefragt, weil ich gesehen hab, dass im Ständer keines hing. Er ist hinter ins Lager suchen gegangen. Und ich habe das 6er eingesteckt und bin raus.“

„Und er dir nach?“ fragte Veronika.

Greta fing wieder an zu heulen. „Ja, scheiße, und wisst ihr was, wie der mich gepackt hat, überall hat er hingelangt. Ein riesen Dreckschwein ist das.“

„Hast du das der Polizei gesagt?“

„Klar, aber die Bullen meinen ja, man darf alles mit einer Frau machen, wenn sie klaut.“

„Wo genau hat er dich angegrabscht?“

„Hier am Arm. Da habe ich ihm eine geknallt.“

„Mhm, und wo noch?“

„Er hat mir den Arm auf den Rücken gedreht und mir in die Hosentasche gefummelt.“

„Um das iPhone rauszuholen?“

Greta heulte weiter. Lucien wusste, dass der Mann Greta nicht wirklich angetatscht hat. „Der wollte nicht fummeln, der wollte sein Telefon.“

„Ach, leck’ mich doch!“

Schweigen. Lucien wusste, dass in solchen Fällen auch mal gerne zwei Streifenwagen kommen, wenn sie in der Nähe sind und er stellte sich lebhaft das Aufsehen vor dem Geschäft in der Karl-Marx-Straße vor.

„Und bei der Polizei hast du gleich gesagt, dein Vater ist Ermittlungsrichter in Mitte?“

„Ja.“

„Sofort oder als sie dich gefragt haben?“

Greta fuhr aus der Haut: „Sofort, damit sie wissen, wen sie vor sich haben. Und dass sie kapierten, dass sie eine Frau, die noch nicht strafmündig ist, nicht einfach hier behalten können und behandeln wie ein Verbrecher.“

Lucien und Veronika sahen sich an.

„Okay, du denkst, weil du noch keine 14 bist, kannst du einfach mal klauen, nach dem Motto, mal schauen ob es klappt?“

Greta brüllte: „Ihr Juristen nützt doch auch das Gesetz aus wie es euch in den Kram passt.“

Wenn Lucien sich nicht geschworen hätte, niemals sein Kind zu schlagen, er hätte ihr eine geknallt.

Veronika fragte leise: „Und ... hat es schon mal geklappt? Das Klauen?“

Achselzucken.

„Könnte es sein, dass das „Mechanic Vintage Shirt“ nicht von Nele ist?“

Schweigen.

„Soll ich anrufen und fragen?“

„Ihr seid solche Spießler, bei uns in der Klasse klauen die meisten.“

„Das heißt nicht, dass du auch klaust, okay?“ fuhr Lucien dazwischen.

Es klingelte.

Ari Liebich stand mit seiner Mutter draußen. Er hatte Ruth in der Großen Synagoge in der Oranienburger Straße von Gottesdienst abgeholt und vorher Besorgungen gemacht. Er brachte für die Pfaffs eine Pumpe für die große Luftmatratze im Garten mit, die zu kaufen ihn Veronika gebeten hatte. Ruth sah sofort, dass Greta in Schwierigkeiten steckte. Die Blickwechsel der Familie verhießen nichts Gutes. Ruth fragte spontan nach einem Seitenblick auf Greta:

„Habt ihr was dagegen, wenn ich Greta mitnehme? Greta magst du mir helfen? Ich muss die Rosen hochbinden und kann mich doch so schlecht bücken.“

„Wir haben mit Greta noch was zu besprechen.“

Wupps war Greta aus der Tür.

„Was war los?“ fragte Ari besorgt.

„Später,“ beschwichtigte Lucien.

„Scheiße?“

„Ja.“

„Sag’!“

Lucien erklärte seinem Freund die peinliche Lage.

„Meine Mutter redet mit Greta. So wie ihr da gesessen habt, ... wie ein Tribunal.“

„Hör’ mal!“ fuhr Veronika auf, „was soll man sonst machen, einfach die Sache laufen lassen?“

„Quatsch. Meine Mutter hat einen guten Draht zu Greta, sie wird rausbekommen, was genau los war und redet ihr ins Gewissen, darauf kannst du dich verlassen. Sanft aber eindringlich. Das kenne ich doch von mir selber. Überleg’ doch mal welche Scheiße du gebaut hast, als du in dem Alter warst?“ Ari klopfte Lucien beruhigend auf die Schulter und ging.

Lucien grübelte trotzdem den ganzen Nachmittag, ob Klauen heute ein normales pubertäres Verhalten war oder ob Veronika und er Fehler bei der Erziehung gemacht haben. Mit seiner Frau konnte er nicht darüber sprechen, denn sie war felsenfest davon überzeugt, dass Lucien seiner Tochter viel zu viel durchgehen ließ. Sie selbst war, krankheitsbedingt, eher nachlässig und inkonsequent gegenüber Greta. Und wenn sie mal durchgriff stellte sich Lucien vor die Kleine, weil es vorkam, dass sie nicht den richtigen Ton fand. Lucien hörte die Kühlschranktür leise klappen und er ahnte, dass Veronika heimlich aus der Flasche am Kühlschrank ein paar lange Züge Prosecco trank.

Veronika ging die Treppe hinaus und sagte, „ich leg’ mich hin.“ Lucien war froh, dass sie offenbar nichts härteres getrunken hatte.

Ein Gewitter zog von Westen her auf die Stadt zu, die Sonne stach grell und wurde gelegentlich von dunklen Wolkenkanten abgeblendet. Lucien stand an der offenen Terrassentür und beobachtete Ruth und Greta, die in einem Beet im hinteren Teil des Gartens werkten und intensiv miteinander redeten. Er wünschte sich, seine Mutter wäre auch nur annähernd so einfühlsam wie Ruth. Sie liebte ihre Enkelin, aber sie kannte in vielen Dingen einfach kein Pardon. Das ist die einfache aber wenig hilfreiche Tour, dachte Lucien. Als die ersten dicken Tropfen im Garten zerplatzen und der Wind die Bäume bog, flüchteten Ruth und Greta ins Haus. Sie würden dort irgendetwas backen, wahrscheinlich einen Hefezopf weil Sabbat war. Besser sie war bei Liebichs als dass sie zu Hause sich in ihr Zimmer einschloss und Videos von Motorradrennen auf YouTube konsumierte.

Lucien schloß die Terrassentür und packte die Akten aus, die er aus dem Büro mitgenommen hatte. Auf seinem Rechner hatte er Excel-Dateien und Mails gespeichert. Unkonzentriert klickte er sich durch Zahlenkolonnen und Namenslisten, die ihm nichts sagten, weil er nicht in der Ermittlungsgruppe war. Ein paar Mails waren interessant. Es ging um zwei Zeuginnen, ein Geschwisterpaar in den Vierzigern, die in der Nähe der Ablegestelle einen Wagen mit abgeblendeten Lichtern gesehen haben wollten, als sie von einem Lichtbildervortrag über Kuba und ein paar Mojitos nach Hause ans Paul-Linke-Ufer geschlendert waren. Das Zeitfenster passte. Die beiden waren sich sicher, dass es sich um einen Audi gehandelt habe. Genauer sogar, ein A7. Berliner Kennzeichen. Warum so sicher? Nun, beide hatten sich gewundert, dass ihr Schwager mitten in der Nacht auftauche. Er fährt nämlich einen Audi A7.

Deswegen haben sie sich kurz das Fahrzeug näher angesehen, aber da niemand im Wagen saß und ihr Schwager ein Potsdamer Kennzeichen hatte, waren Sie nach Hause gegangen.

Immerhin eine klare Beobachtung, wenn auch nicht sehr spezifisch. Ein Profiler stellte in einer Mail die Frage, ob ein Täter, der mit einem relativ klaren Plan eine Leiche mit einem Gewicht aus seinem Wagen ans Ufer verbringen will, nicht das Licht an seinem Auto löscht? Die Straßenbeleuchtung sei hell genug, um den Weg zu finden. Lucien schrieb zurück, man solle die beiden Frauen noch einmal anrufen und fragen, wie sicher sie sind, dass der Wagen mit abgeblendeten Scheinwerfern abgestellt war.

Er schaltete seine Tischlampe an, weil es im Haus düster geworden war und starrte hinaus in den niederrauschenden Gewitterregen. Was Greta jetzt wohl drüben bei Ruth machte, worüber sie sprachen? Lucien bekam seine störrische Tochter einfach nicht aus dem Kopf. Wie würde es mit ihr weitergehen? Waren Motorrad, Klauen, die unerträglich aggressive Musik, die sie hörte, ihre Widerspenstigkeit, vorübergehend oder Zeichen einer Entwicklung, die sich Lucien nicht für seine Tochter wünschte?

Er klickte unkonzentriert in seinem Rechner herum, las Nachrichten über Flüchtlinge und die Hilflosigkeit der Politik, das Problem zu lösen und im Newsticker Spiele der 2. Bundesliga, die schon gestartet war. Lucien war Fußballfan, hatte aber keinen Verein, mit dem er sich identifizierte. Er war für den Club, der am klügsten offensiv kickte. Manchmal Dortmund oft Bayern, hie und da Mainz.

Er nahm die nächste Spurenakte in die Hand. Es ging hier um zwei gleichlautende Hinweise. Das ist immer ein Indiz dafür, dass an der Sache etwas dran sein könnte. Deswegen waren die Kollegen der Sache nachgegangen, obwohl die Tipps aus Brandenburg kamen. Der Ort um den es sich handelte, ein kleiner Weiler namens Schwarzwasser, lag noch innerhalb des Radius, wo man aufgrund der zeitlichen Konfigurationen den Tatort vermutete.

Es ging um ein Abbruchgrundstück im Wald in der Nähe des Ortes, vormals Stallungen einer DDR-Hühnerzucht-VEB, verkotet und verkommen, nach der Wende als Lager für diverse Industrieabfälle, kontaminiert, unverkäuflich. Eigentümer war ein gewisser Kurt (Charlie) Müller, der dort auch hauste. Ein Kleinkrimineller, möglicherweise drogenabhängig. Zwei Hinweisgeber aus Schwarzwasser hatten unabhängig voneinander behauptet, Müller habe auf dem weitläufigen Gelände Kinder eingesperrt, die man gelegentlich schreien und weinen höre. Das klang nicht nach Provinzgeschwätz. Die eine Hinweisgeberin hatte sich darüber beklagt, dass die örtliche Polizei sich nicht um ihre Anzeigen kümmere. Eine Rückfrage bei den zuständigen Beamten hatte ergeben, dass man, mit erheblicher Verzögerung wie eingeräumt wurde, das Grundstück von außen kontrolliert habe und keine Wahrnehmungen gemacht worden seien, die die Richtigkeit der Anzeige bestätigt hätten. Der dort wohnende und polizeilich gemeldete Kurt Müller habe der Streife den Zutritt zum Gelände verwehrt. Anlass für eine Durchsuchungsanordnung hätten die Kollegen nicht gesehen. Ari hatte sich nicht zufrieden gegeben und angeordnet, die Hinweisgeber nicht am Telefon, sondern persönlich zu befragen. Das würde, je nach Personalstand, Anfang der Woche geschehen. Man würde sehen.

Zwei weitere Spurenakten betrafen die Rotlichtszene. In Berlin gab es Straßenstriche, Edelbordelle, Escorts und „All-you-can-fuck“-Läden mit Flatrate. Für jede sexuelle Orientierung und für alle entsprechenden Bedürfnisse gab es Adressen. Auch wenn es die Berliner nicht

gerne hören, die Stadt ist eine Puff-Metropole. Die Kollegen von der Sitte konzentrierten sich bei der Fahndung nach dem Mörder von „Hilde“ auf jene Grenzfälle, in denen Minderjährige kommerziell missbraucht wurden. Die Opfer waren aber alle über 15 Jahre alt. Es gab keine konkreten Hinweise auf Kinder oder sehr junge Mädchen oder Jungs. Immer nur Gerüchte, dass in Berlin für jede Perversion Sex zu kaufen sei. Alles nur eine Frage des Preises.

Zu dem Schirmständer lag ein technisches Gutachten vor. Der Schirmfuß war in der Tat zum Beschweren der Leiche an ihrem Bein angetapt worden. Mikrospuren an der Leiche und die Klebebandreste am Metall passten zusammen.

Eigenartigerweise vermisste niemand in Berlin und Umgebung einen Schirmständer. Keine Kneipe, kein Café, kein Kleingärtner. Es gab jedenfalls keine Hinweise. Lucien blätterte in den nächsten Dossiers.

Greta kam um halb sieben von Liebichs herüber mit einem geliehenen Regenschirm, den sie im Flur zum Trocknen aufspannte. Sie wirkte kleinlaut und kam zu ihrem Vater, der die Akte, in der er las, sofort zur Seite gelegt hatte und aufgestanden war. Greta flog die letzten Schritte in seine Arme und grub ihren Kopf in seine Halsbeuge. Lucien spürte das sie weinte. Er hielt Greta nur fest, stellt keine Fragen. Sie löste sich wortlos von ihm und ging die Treppe hinauf. Wenig später kam sie mit Veronika Hand in Hand herunter, in deren Gesicht Streifen vom Kopfkissen zu sehen waren. Greta setzte sich mit ihren Eltern an den Couchtisch.

„Okay, ich habe Scheiße gebaut“, begann sie. „Ruth hat recht, ich muss auspacken. Also, das „Mechanic Vintage Shirt“ ist nicht von Nele, sondern aus einem Second Hand in Zehlendorf. Und die Sennheiser Kopfhörer sind aus einem Türkenladen in der Oranienstraße.“

„Das ist alles?“ fragte Veronika.

„Geschworen!“

„Und nun?“ Lucien sah seine Tochter an.

„Ruth und ich haben was ausgemacht.“

Es dauerte ein paar Sekunden, bis sie sich durchgerungen hatte nicht wieder zu weinen, sondern zu sprechen. „Ich gehe in die Läden, bezahle den Kram und entschuldige mich.“

Eine pädagogische Meisterleistung von Ruth, dachte Lucien. Chapeau.

„Von welchem Geld?“ fragte Veronika. „hat dir Ruth das Geld gegeben?“

„Nein, sie hat es vorgestreckt.“

„Wir reden da doch von fast 200 Euro? Das dauert lange, bis du das mit deinem Taschengeld abbezahlt hast.“

„Ich habe einen Job.“

Veronika lachte. Ihr schien ein Stein vom Herzen zu fallen. „Bei Ruht?“

„Ja, bei Ruth. Ich sortiere ihre Fotos aus Israel und von der Familie und scanne sie ein.“

„Zahlt sie Mindestlohn?“ Lucien schmunzelte, weil er daran dachte, dass Ruth Liebich in der SPD aktiv war.

„Pauschale. Ich habe schon angefangen. Es ist ein Haufen Arbeit.“

Als Greta schon lange schlief und Veronika im grellen Licht ihrer Arbeitslampe Comicfiguren für ein Kinderbuch mit dem Titel „Pingi“ kolorierte, stand Lucien kurz vor Mitternacht mit hochgeschlagenem Kragen in Schöneberg vor einem gesichtslosen Bau aus den 50er Jahren und klingelte an einem Schild, auf dem der Name nicht mehr zu lesen war. Er hatte sich vergewissert, dass in der Wohnung im zweiten Stock Licht brannte. Klingel und Wohnung kannte er von einer Hausdurchsuchung im März des vergangenen Jahres. Er hatte der betreffenden Dame eine länger U-Haft erspart, weil er ihr abgenommen hatte, dass sie sich dem Prozess gegen sie wegen schwerer Körperverletzung stellen würde. Sie hatte trotz ihrer HIV-Infektion ungeschützten Verkehr und zwei Männer angesteckt. Im späteren Verfahren kam sie mit einer hohen Bewährungsstrafe davon. Er hatte ihr den Knast erspart.

Ein gehauchtes „Ja?“ kam aus der Gegensprechanlage.

„Dr. Pfaff, Aurelia, ich muss Sie sprechen“, Lucien verwendete fast nie seinen Titel. Hier schien es ihm nützlich zu sein. Kein Summen. Lucien griff zur Drückermethode und klingelte bei zwei anderen Bewohnern. Es dauerte, bis sich jemand meldete. Lucien sagte, er sei Ermittlungsrichter und müsse ins Haus.

„Zu mir?“

„Zu einem Bewohner, der nicht öffnet.“

„Können Sie sich ausweisen?“ Es gab skeptische Berliner. Zum Glück.

„Ja.“

„Erdgeschoss links,“ der Türsummer brummte.

Der skeptische Berliner war ein Innendienstbeamter der Polizei. Er prüfte den Dienstausweis des Ermittlungsrichters Pfaff.

Lucien stieg in den zweiten Stock und hörte im Hausflur Freddy Quinn singen. Ziemlich deutlich sogar. Mit der flachen Hand hämmerte er an die Tür, bis eine hoch aufgeschossene Frau mit vom Heulen verschmierter Schminke in einem Morgenmantel öffnete, ihn von oben bis unten musterte, eh der Groschen fiel.

„Gottchen, nein, das Richterchen. Ich hab' doch nichts angestellt, mein Schatz!“

„Nein, Aurelia, ich habe ein paar Fragen.“

„Puhh!“

„Es ist wichtig,“ drängte Lucien.

„Ich bin nicht so gut drauf.“

„Es ist wegen des Kindes ... “Hilde”. Sie lesen doch Zeitung.“

„Ach Gott, ach Gott, ja! Die arme Kleine. Komm’ rein mein Schatz!“

Aurelia blieb vor dem Spiegel im Flur stehen, fingerte an ihren Haaren und seufzte: „Wie seh’ ich bloß aus?“

Die Musik dröhnte so laut, dass Lucien fast nichts verstand. Das Wohnzimmer war wie ein orientalisches Harem dekoriert. Das Licht orange und gedämpft. Es roch nach Zigaretten, Schweiß, etwas animalisch, wie Lucien fand und nach Parfüm. Lucien deutet auf seine Ohren. Aurelia fischte nach einer Fernbedienung und stellte auf lautlos.

„Ich habe wahnsinnige Migräne, Euer Ehren.“

Lucien hätte beinahe gesagt, dass laute Musik gerade das Richtige sei, er verkniff sich aber die Bemerkung.

„Es gibt nichts zu trinken, mein Schatz, nur dass du es weißt. Zigarette?“

Lucien winkte ab.

„Ich trinke nämlich auch nicht, obwohl ich mich eigentlich besaufen sollte, wie ein irischer Seemann.“ Aurelia erzählte nun ungefragt von ihrem gebrochenen Herzen, von einer Beziehung, die mehr als sieben Monate glücklich war. „Zwilling mit Aszendent Skorpion. Da sieht man mal. Aber ich war blind! Blind, blind, blind! Natürlich ist das ein Mann wie ein Stier, intelligent, erfolgreich, zärtlich, wir waren kurz davor zu heiraten. Und dann das!“ Es folgte eine Litanei von sexuellen Fehlritten und Abartigkeiten, die der Stiermann sich mit anderen Männern geleistet habe, hinter Aurelias Rücken. „Man ist ja modern und sagt nichts, wenn sich der Partner mal auf nem Klo einen Blasen lässt. Aber das, das war zu viel. Bei mir wolle er nie Latex, obwohl er genau wusste, wie ich drauf steh’ ... und dann ausgerechnet mit dieser Schlampe.“ Sie weinte, fluchte. Die Liste der sexuellen Vergehen und menschlichen Schwächen wurde länger und länger. Lucien hörte geduldig zu.

„Jetzt weißt du alles mein Schatz. Kann so einer wie du überhaupt fühlen, was eine Frau wie ich durchmacht?“

„Auch Heteros haben Liebeskummer.“

„Auch so tief, so intensiv, so verletzt?“

„Auch so.“

„Ach, Euer Ehren, du bist so süß.“

Lucien nutzte die Pause, die entstand, weil Aurelia ein frisches Päckchen Zigaretten suchte.

„“Hilde” ... haben Sie schon mal gehört oder gesehen, dass so kleine in der Szene auftaucht sind.“

Sie hatte die Zigaretten gefunden und zündete eine an, „komm' tu mir den Gefallen, euer Ehren und sag du zu mir.“

„Hat schon mal so ein Mädchen, ich meine so jung, hübsch, hat so eine irgendwo angeschafft?

„Nää!“ das klang sehr entschieden. Aurelia sagte, sie kenne sich im Übrigen nicht mit jungen Mädchen aus. „Aber das arme junge Ding, es ist ja wirklich zum Erbarmen.“

„Zum Kotzen,“ setze Lucien nüchtern hinzu.

Aurelia musterte ihn kurz mit einem sehr klaren, forschenden Blick.

„Warum zum Kotzen? Ich denke ihr macht euren Job immer so ... aus der Distanz.“

Lucien wollte nicht Greta ins Spiel bringen, sagte aber doch noch: „Es gibt Leute, die Kinder in dem Alter haben und sich Sorgen machen. Können Sie ... kannst du dir das vorstellen?“

„So was wie ich hat keine Kinder. Trotzdem. Ja. Klar.“

Aurelia war plötzlich ernst und sprach mit ihrer tieferen natürlichen Stimme, ihre Gesichtszüge bekamen etwas Kantiges. „Du redest von dir?“

„Ganz allgemein.“

„Warum gibt es denn in diesem Land keine Todesstrafe für solche Verbrecher?“

„Weil das keine Lösung ist. Sei so gut und überlege mal, ob du mir helfen kannst.“

Aurelia zog einen ihrer Pantoffel aus und studierte ihre sorgfältig pedikürten Füße, die Nägel waren bunt lackiert. Lucien wartete. Aurelia sah ihn prüfend an, sehr ernst, sehr wach.

„Wenn der Typ meinen Namen erfährt oder nur ne Andeutung, dann liege ich vielleicht auch mit einem Schirmständer am Bein in der Spree.“ Lucien nickte. Aurelia sagte, dass sie es ernst meine. Sehr ernst.

„Es fällt bei mir unter das Amtsgeheimnis. Ich werde keinen Namen nennen, keine Andeutung machen. Nichts. Niemand weiß übrigens, dass ich heute zu dir gekommen bin.“

„Warum eigentlich?“

„Weil ich sonst niemand aus dem Milieu habe,“ Lucien vermied hinzuzusetzen, dass ihm Aurelia vielleicht einen Gefallen schuldet. Transen haben es schwer im Knast.

„Mir bricht das Herz.“ Neue Zigarette. Lucien starrte die Frau an.

Schließlich sagte sie: „Vor längerer Zeit ist eine Kindfrau sehr diskret für Spezialjobs angeboten worden, kein blondes, ein dunkles Mädchen. Sie haben sie „Blacky“ genannt.

„Hast du sie gesehen?“

„Nein, aber ich habe mich aufgeregt, dass man so mit Kindern umgeht.“

„Über wen lief die Sache?“

„Über wen wohl?“

„Ich kenne ein paar, die in Frage kommen.“

„Wenn ich einen Namen nenne bin ich tot.“

Lucien legt den Zeigefinger auf den Mund.

Es dauerte bis sich Aurelia durchgerungen hatte.

„Cäsar. Die Kleine soll wahnsinnig viel Geld gekostet haben.“

„Hat er gezahlt?“

„Frag' ihn.“

(...)

Interesse als Verleger? Dann fordern Sie gerne das Exposé des Romans an.